

ALLISON KING

**DIE MANUFAKTUR DER
MAGISCHEN WORTE**

ALLISON KING

DIE
MANUFAKTUR
DER
MAGISCHEN
WORTE

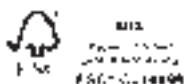
Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt von Barbara Ostrop

HEYNE <

Die Originalausgabe ist unter dem Titel
THE PHOENIX PENCIL COMPANY
bei William Morrow erschienen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe: 04/2026

Copyright © 2025 by Allison King

Published by Milliam Morrow,

einem Imprint von HarperCollins Publishers

Copyright © 2026 der deutschsprachigen Ausgabe

und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Alle Rechte vorbehalten.

Redaktion: Claudia Haimerl

Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur GmbH, München

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-27543-0

www.heyne.de

*Für 外公 und 外婆, meine ganz
außergewöhnlichen Großeltern*

1



AUS DEM TAGEBUCH VON MONICA TSAI, MIT BACK-UPS AUF DREI SERVERN UND ZWEI KONTINENTEN

*August 11, 2018 (2018-08-11T22:54:30.218542)
loc: Swarthmore, Pennsylvania. United States of America
(39.9058546,75.3562615)*

Heute habe ich eine junge Frau kennengelernt, die mir einen Bleistift übergab.

Übrigens war es gar nicht so einfach, zu ihr zu gelangen. Es war eine richtige Reise. Nicht nur, weil sie auf der anderen Seite des Flusses in New Jersey lebt und ich mir Professor Logans absurd schickes Auto leihen musste, um zu ihr zu kommen. Auch dass sie mich nervös machte, und zwar auf die Weise, die das Herz heftig pochen lässt, war nicht wirklich bemerkenswert. Das eigentliche Abenteuer bestand darin, dass ich seit einem Jahr auf der Suche war. Dabei ging es mir genau genommen weder um sie noch um den Bleistift. Tatsächlich versuchte ich, meiner

Großmutter dabei zu helfen, wieder Kontakt zu ihrer Cousine zu knüpfen, dieser Frau, von der sie selten erzählt, mit der sie aber damals in Shanghai in der Bleistiftmanufaktur ihrer Familie aufgewachsen ist.

Alles hat vor einem Jahr angefangen, als Großmutter, Großvater und ich Großmutter's neunzigsten Geburtstag im Arby's, ihrem Lieblingsrestaurant, feierten. Aus einer ganzen Reihe von Gründen war ich deprimiert. Zunächst einmal, weil ich in ein paar Tagen zum College aufbrechen würde und deshalb Angst vor allem Möglichen hatte: dass ich immer noch Mühe haben würde, Freunde zu finden, und dass Großmutter und Großvater ohne mich zu Hause schlecht zurechtkommen würden. Außerdem war es mir nicht gelungen, mir ein passendes Geschenk für ihren Geburtstag auszudenken. Wir gehen jedes Jahr zu Arby's. Dort gibt es Großmutter's liebstes Sonderangebot – fünf Roast-beef-Sandwiches zum Preis von zweien, und man darf den Bon zweimal verwenden. Aber ich hatte gehofft, dass mir für diesen Geburtstag noch etwas anderes einfallen würde, etwas wirklich Besonderes.

Großmutter erträgt den Gedanken nicht, dass ich ihretwegen Geld ausgabe, und so kam es nicht infrage, ein Geschenk für sie zu kaufen. Gleichzeitig waren unsere Wände bereits mit den Zeichnungen gepflastert, die ich ihr jedes zweite Jahr geschenkt hatte. Das Gutscheinheftchen, in das ich kleine Aufgaben eingetragen hatte, die ich im Haushalt übernehmen würde, blieb ebenfalls ungenutzt. Dann war da noch der Tag, an dem ich versuchte, für sie zu kochen. Sie beobachtete mich so nervös dabei, wie ich mit dem Messer hantierte, dass mein eigentliches Geschenk darin bestand, mein Vorhaben aufzugeben, damit sie sich endlich entspannen konnte.

Ich wusste, dass sie meine Niedergeschlagenheit an jenem Tag bemerkte. Sie konnte schon immer direkt in mich hineinsehen. Vielleicht ist das der Grund, aus dem sie, als sie die Sesamkörner zusammenwischte, die von ihrem Brötchen auf ihre Serviette gefallen waren, Meng erwähnte.

»Damals in der Pencil Company hat Meng ständig mit Sesamkörnern nach mir geworfen.« Es war das konkreteste Detail, das ich je über ihre Cousine oder den alten Familienbetrieb gehört hatte.

Ich hatte mir ein geisterhaftes Bild von Meng als ein Mädchen gemacht, das für Großmutter einmal wie eine Schwester gewesen war, gleichfalls eine Kindheit in der Pencil Company erlebt und in Shanghai zwei Kriege durchgestanden hatte. Jetzt also tauchte sie plötzlich wieder auf, als Lösung für meine missliche Lage. Normalerweise habe ich nicht nach, wenn Großmutter von ihrer Vergangenheit erzählt. Dann reibt sie nämlich die Narben an ihrem Arm und wechselt das Thema, spricht über irgendetwas, was auch immer, solange es nur nicht ihre Cousine und die Bleistiftmanufaktur betrifft. Und Großvater schüttelt dann ganz leicht den Kopf. Doch offensichtlich ist in ihr eine tiefe Liebe zu Meng verborgen, ein zärtlicher Schmerz. Ich dachte, vielleicht könnte ich ihr helfen, darüber hinwegzukommen. Daher blieb ich diesmal am Ball. Was, wenn ich Meng finden könnte, fragte ich. Was, wenn sie noch lebt, noch immer in Shanghai wohnt und die Möglichkeit besteht, erneut Kontakt zu ihr aufzunehmen?

Normalerweise hätte Großmutter wohl nicht zugestimmt. Aber Großvater warf ihr einen seiner nachdrücklichen Blicke zu, und vielleicht weil es ihr Geburtstag war, begriff sie, dass sie etwas tun musste, oder vielleicht fühlte sie sich auch rührselig, weil ich wegen des Colleges bald wegziehen würde

und so. Was auch immer sie dazu bewegte, sie schrieb die Schriftzeichen für Mengs Namen nieder. In dieser Nacht nahm ich meine Suche auf und erwartete gewiss nicht, dass ich fast ein Jahr brauchen würde, um eine Spur zu finden.

Sie heißt Louise Sun. Das habe ich vor einer Woche mittels EMBRS erfahren. Genauer gesagt, so stand es dort:

Juhu, es hat gezündet, wir haben einen Treffer gelandet! Deine Suche nach »Chen Meng«, »陳夢«, »Shanghai Pencil Company«, »上海鉛筆廠« und »Phoenix Pencil Company«, »鳳凰鉛筆廠« hat eine Verbindung mit Louise Sun ergeben. Lass den Zündfunken überspringen und klicke hier, um Louise anzuzeigen.

Vielleicht haben wir EMBRS zu umgangssprachlich gemacht, aber Professor Logan hat oft etwas so peinlich Anbiederndes, und da ich nur eine einfache Forschungsmitarbeiterin bin, die noch nicht einmal ihren College-Abschluss in der Tasche hat, und er ein bedeutender Professor ist, kann ich nicht viel dagegen unternehmen.

Der Post, der als Suchergebnis ausgeworfen wurde, zeigte das Foto zweier Frauen, die eine alt und die andere jung. Um nach Ähnlichkeiten mit Großmutter zu forschen, zoomte ich zuerst die ältere Frau heran. Ihr Mund erinnerte an Großmutter, und auch die Art, wie ihr Haar nur stellenweise ergraut war, statt vollständig weiß zu werden. Hinter den Frauen sah man das Hafenviertel und Shanghais funkelnde Skyline. Unter dem Foto stand ein von Louise verfasster Post:

Hallo von jenseits der Chinesischen Mauer – der Großen Firewall! Hab es erst jetzt geschafft, mein VPN einzurich-

ten, aber mit dieser tollen Frau, die hier neben mir sitzt, einer CHEFIN, wie es im Buche steht, amüsiere ich mich diesen Sommer in Shanghai einfach prächtig. Sie hat die japanische Besetzung in Shanghai durchgestanden und war in der Phoenix Pencil Company tätig, damals eine der ganz wenigen von einer Frau geführten Firmen in der Stadt! Sie fertigten nach speziellen Kundenwünschen Bleistifte für Käufer in der ganzen Welt. Jetzt habe ich endlich eine Rechtfertigung für meinen hohen Anspruch an Schreibgeräte! #uniball4eva. Noch zwei Wochen hier, dann bin ich wieder zurück in Hill. Schickt mir eine Direktnachricht, wenn ihr mehr erfahren wollt!

Ich musste mich zusammenreißen, um Großmutter das Foto nicht sofort zu schicken, ihr endlich ihr Geschenk zum neunzigsten Geburtstag zu überbringen, inzwischen eher ein Geschenk zum einundneunzigsten. Die andere Frau musste Meng sein. Wie viele Frauen könnten in der Phoenix Pencil Company denn mitgearbeitet haben? Nur meine Großmutter und ihre Cousine. Aber erst einmal musste ich diese Louise gründlich unter die Lupe nehmen. Schließlich gibt es auch Deepfakes, ihr wisst schon. Und ich konnte außerdem nur schwer glauben, dass EMBRS, diese auch mit meiner Hilfe programmierte neue App, funktioniert hatte, während alle anderen versagten.

Ich kenne mich ziemlich gut damit aus, welche Websites und Keywords man nutzen muss, um Informationen zu überprüfen. Doch bei Louise war nichts davon nötig. Im Netz warteten massenhaft Daten über sie nur darauf, dass man nach ihnen suchte. Es war, als hätte sie noch nie im Leben etwas von Datenschutz gehört. Sie machte ein Bachelorstudium an der Princeton University und wohnte

in Cherry Hill, New Jersey. Im Fach Wirtschaft hatte sie einen Preis fürs erste Studienjahr gewonnen, und sie war gerade in die Volleyballmannschaft eingetreten. Der Artikel zeigte ein paar Fotos – ehrlich, ich habe nicht eigens nach ihnen gesucht. Aber es war schwer, nicht vom Ausdruck der Konzentration in ihrem Gesicht gefangen zu werden, wie sie mit gebeugten Knien dastand, die Arme zum Baggern aneinandergelegt und den Blick nach oben gerichtet. Ihre Kieferpartie war energisch und eigenartig faszinierend.

Nun überzeugt, dass sie eine reale Person war, und begeistert, dass EMBRS funktionierte, schickte ich Großmutter eine E-Mail mit dem angehängten Foto.

wo gen louise sun und du 3 miteinander freundinnen.

yao bu yao kontakt machen 🤖 → ← 🤖 ?

Seit Großmutter ein Smartphone besitzt, ist das die Art, wie wir miteinander kommunizieren. Ein Drittel in einer jahrtausendealten Sprache – verschriftet mit den Buchstaben der hier vorherrschenden Sprache –, ein Drittel in der hier vorherrschenden Sprache, wenn ich ein Wort nicht kenne, und ein Drittel in der Sprache der Zukunft – Emojis –, wenn ich befürchte, dass Großmutter das Englisch nicht versteht. Großvater nennt die Botschaften unsere kleinen Kryptogramme. Kryptografie war sein Fachgebiet, doch selbst er behauptet, das Entschlüsseln unserer Nachrichten sei zu aufwändig, und so ist diese Art des Austauschs zu unserer ganz eigenen Sprache geworden.

Ich erwartete eine rasche Antwort. Großmutter und Großvater sind technikaffiner als viele meiner Kommilitonen. Ihr Handy ist immer auf volle Lautstärke gestellt, damit

sie das Piepen der Benachrichtigungen hören. Ein paar Mal bin ich davon aufgewacht – Verwandte in Taiwan, die mitten in der Nacht Memes schickten –, aber meine Großeltern schlafen einfach weiter.

Als sie nach zehn Minuten noch nicht geantwortet hatte, fing ich an, mir alle möglichen Szenarien auszumalen – an einer bestimmten gefährlichen Kreuzung war ein Auto in die beiden hineingefahren, einer von ihnen lag mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus, oder vielleicht schliefen sie auch nach einem aufregenden Mahjong-Abend mit neuen Freunden einfach nur länger.

Es machte mir zu schaffen, dass ich so lange gebraucht hatte, Meng zu finden, diese schwer zu greifende Frau. Im Internet war ich nicht auf die kleinste Spur von ihr gestoßen, jedenfalls mit den Suchmaschinen, die ich verwendet hatte. Nachvollziehbar war das durchaus – sie musste ebenfalls um die neunzig sein und hatte das Internet wahrscheinlich nie besonders intensiv genutzt. Außerdem war da ja auch noch das Hindernis der chinesischen Firewall. Aber Großvater habe ich ein Händchen für Computer zu verdanken, und mitten im ersten Semester zog ich die Server des Informatiklabors zur Unterstützung heran. Ich konfigurierte Scaper so, dass sie das Internet alle paar Minuten nach den Suchwörtern *Meng* oder *Phoenix Pencil Company* durchforsteten. Ich meldete meine Bots bei den chinesischen sozialen Medien an. Ich testete verschiedene Suchalgorithmen und verbrachte Stunden damit, falsche Funde zu überprüfen. Eigentlich hätte ich die Server der Abteilung nicht auf diese Weise nutzen sollen. Verboten hatte es mir niemand, aber das Scrapen hatte wohl so viel mit meinem Benutzernamen verbundenen, verdächtigen Datenverkehr erzeugt, dass er Professor Logan auffiel.

Ehrlich gesagt hatte ich Professor Logan mit Skepsis betrachtet. Für einen so hochrangigen Professor ist er unglaublich jung, in seinen Sprechstunden drängen sich immer die Fanboys; und Informatik-Fanboys sind so ziemlich die schlimmsten, die es gibt. Aber ich kann nur sagen, dass er nett zu mir war und mich nicht getadelt, sondern meinen Quellcode überflogen und mir für den Sommer einen Job in seinem Forschungsprojekt namens EMBRS angeboten hat.

Die Abkürzung steht für etwas Hochgestochenes, an das ich mich spontan noch nicht einmal erinnere – okay, jetzt habe ich es nachgeschaut – Electronic Memory Bank Enabling Radical Sharing. Das ist Professor Logans Ding: die radikale Offenheit bezüglich eigener Informationen.

Er hat es geschafft, ein Akronym daraus zu machen, aber das zweite *E* von *embers* – Glut – fallen gelassen, weil man das derzeit bei den coolen Firmen so hält, und das Feuer-Motiv hat er voll durchgezogen. Im Kern ist EMBRS eine aufgemotzte Suchmaschine, für die nicht das exakte Finden von Informationen Priorität hat, sondern sie will der »Zündfunke für eine Beziehung« zwischen Menschen sein. Sie legt kein Verzeichnis großer Unternehmen oder medizinischer Terminologie oder vielleicht der Nachrichten an, sondern kümmert sich nur um Daten, die einzelne Personen über ihr eigenes Leben niedergeschrieben haben. Denkt einfach an Posts in den sozialen Medien, Newsletters, Blogs, all so was. Und wegen seines Rangs als wissenschaftliches Forschungsprojekt und weil Professor Logan zudem extrem gut vernetzt ist, hat EMBRS Zugang zu mehr derartigen Posts als jede andere Suchmaschine. Zu diesem Zeitpunkt brauchte ich bei meiner Suche nach Meng dringend Hilfe, und so nahm ich das Jobangebot an.

Professor Logan hat einen besonderen Traum, den ich ziemlich schön finde, das gebe ich zu, gerade aus Sicht einer schüchternen Einzelgängerin, wie ich es bin. Derzeit verwendet EMBRS bereits existierende Texte, die die Leute in den sozialen Medien gepostet haben. Aber sein eigentliches Ziel ist es, das Projekt in eine alles umspannende Tagebuch-App zu verwandeln, in der die Menschen freimütig über ihr Leben berichten. Die Tagebücher bleiben privat, nur du selbst und EMBRS kennen den Inhalt. Bei der Schilderung seiner Idee wird seine Stimme weich: Man soll sich einfach nur vorstellen, man wäre auf einer Party, auf der man niemanden kennt. EMBRS hat jedoch dein Lebenstagebuch bereits mit dem aller anderen Gäste verglichen und kann dir sagen, dass du und ein Kerl mit Sonnenbrille, den du bisher als sehr unhöflich und reserviert empfunden hast, tatsächlich riesige Fans desselben Anime seid und beide anspruchsvolle Fanfiction über dasselbe Pairing geschrieben habt. So etwas hätte vielleicht keiner von euch vor einem unbekanntem Gast zugegeben. Plötzlich habt ihr ein gemeinsames Interesse, und damit springt auch schon der Zündfunke über. Sobald er so weit gekommen ist, schwingt Professor Logan immer eine große Rede und erklärt, Posts in den sozialen Medien seien vorläufig genug für EMBRS, aber zu kurz und zu performativ ausgerichtet. Sie vergrößerten unser Gefühl der Isoliertheit und verstärkten die Fragmentierung unserer Demokratie, während ein Lebenstagebuch, das nur von EMBRS gelesen werde, echt und wahr sei. Kaum sagt er so etwas, singen alle seine Fanboys sein Lob auf Reddit.

Das ist wohl auch der Grund, aus dem ich begonnen habe, dieses Tagebuch hier zu führen, obwohl EMBRS ja

noch gar keine richtige Tagebuch-App ist. Ich denke nämlich, dass Professor Logan der einzige Mensch ist, der vor dem Herstellen eines Produkts über die Moderation von Inhalten nachdenkt – schließlich wollen wir ja keine Zündfunken zwischen Nazis überspringen lassen. Zwar zolle ich ihm dafür meinen Respekt, doch noch bin ich nicht vollkommen von der Idee der radikalen Offenheit überzeugt. Aber eines Tages ist es vielleicht so weit, und so gebe ich all das in EMBRS ein, damit es etwas über mich weiß, und dann hilft es mir, Beziehungen zu knüpfen, die ich allein nicht herstellen könnte, weil ich nun mal eine solche Eigenbrötlerin bin.

Jede Minute, die ohne eine Antwort meiner Großmutter verstrich, war die Hölle für mich. Niemals kann ich meinen Großeltern das zurückgeben, was sie für mich getan haben. Sie haben mich großgezogen, als meine Eltern mich verließen, haben mich auf jede nur denkbare Weise unterstützt und alle Versuche zurückgewiesen, ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen. Dies war die eine Sache, die ich mit den mir gegebenen Fähigkeiten für sie tun konnte.

Ich wollte Großmutter schon auf dem Festnetzanschluss anrufen, da kam ihre Antwort.

      xiexie

Erleichtert verfasste ich eine wohldurchdachte Nachricht an Louise Sun. Ich fragte, ob die Frau auf ihrem Foto möglicherweise Chen Meng (陳夢) sein könnte. Falls ja, sei sie eine Cousine meiner Großmutter (Wong Yun 王筠). Würde sie mir bitte Bescheid geben, ob es sich wirklich um Chen Meng handele?

Aufgrund der Zeitverschiebung nahm ich an, dass Louise mir erst viel später am Tag antworten würde. Doch zu meiner großen Freude erfolgte die Antwort beinahe sofort.

mensch, unglaublich! ja, so heißt sie!
ich frag sie noch heute nach deiner
großmutter! hast du vielleicht ein foto,
das ich ihr zeigen könnte?

Etwas an der lockeren Art ihrer Nachricht und ihrer Offenheit zog mich selbst damals schon an. Und vielleicht auch ihr Gesicht auf den Fotos, das unverkrampfte Lächeln und der selbstbewusste Blick? Ja vielleicht. Aber es gab so viele Fragen, die ich ihr gern stellen würde. Wie hatte sie Meng kennengelernt? Nahm Meng an wirtschaftswissenschaftlichen Kongressen teil? Oder war sie vielleicht Volleyballfan? Oder war Meng ihre Gegnerin beim Mahjong? Hatten sie vielleicht gegeneinander gespielt?

Ich schickte Louise zwei Fotos. Auf dem einen Bild standen meine Großeltern und ich vor dem Kursraum, in dem mein Großvater früher unterrichtet hat. Das zweite stammte aus dem Sommer vor meinem Studienbeginn, als ich auf dem Dachboden gestöbert und einen Beutel mit benutzten Holzbleistiften gefunden hatte. Damals brachte ich sie nach unten, fotografierte den Haufen und machte sogar ein paar Nahaufnahmen jener Stifte, die noch ein Firmenlogo trugen. Eine wunderschöne Prägung, die den Umriss eines Phoenix darstellte. Als ich Großmutter danach fragte, sagte sie, sie stammten noch aus der Bleistiftmanufaktur, und bat mich, sie wegzulegen. Mir fiel auf, dass einige der Stifte hohl waren, so könnte man es wohl sagen, als

wäre die Mine herausgefallen und hätte nur den hölzernen Schaft zurückgelassen. Großmutter erwischte mich dabei, wie ich durch so einen Schaft hindurchspähte. Ihre Hand mit der losen, faltigen Haut hätte weich und vertraut sein sollen. Doch ihre Finger hatten etwas Verkrampftes, als sie mir den Bleistift wegnahm. Ich ließ es zu, und wir sprachen nicht mehr darüber.

boah, megacool! melde mich noch heute,
für dich morgen

In jener Nacht konnte ich kaum schlafen. Der Sommer ging dem Ende zu, was bedeutete, dass ich meine Arbeit an EMBRS in den nächsten Tagen abschließen musste, und außerdem war es in Pennsylvania wahnsinnig schwül. Es war die Sorte Nacht, in der man sich von einer Seite auf die andere wälzt und Algorithmen einem im Kopf herum-schwirren. Aber das Ende des Sommers bedeutete außerdem auch, dass ich bald zumindest für ein paar Wochen nach Cambridge heimfahren würde, um wieder den Geburtstag meiner Großmutter zu feiern, und diesmal hätte ich ein richtiges Geschenk für sie.

Louises Nachricht am nächsten Morgen erfüllte meine höchsten Erwartungen.

hi! ich habe den tag mit meng verbracht.
sie war überrascht, um das mindeste zu
sagen! sie möchte deiner großmutter etwas
schicken und hat es mir gegeben. kann
ich es dir mit der post übersenden, wenn ich
wieder in den staaten bin? ich komme in
zwei tagen zurück!

Ich fühlte mich lächerlich dankbar für alles und jeden – wie immer für meine Großeltern, für EMBRS und Professor Logan, der das hier ermöglicht hatte, und für diese junge Frau, Louise, die mir den Lohn meiner einjährigen Anstrengungen überbringen würde. Ich war sogar dankbar für die radikale Offenheit. EMBRS hätte Louise niemals gefunden, hätte sie nicht ihre eigene Form von radikaler Offenheit praktiziert. Ich sagte mir, dass ich versuchen sollte, offener zu sein, und es kam nicht infrage, das, was Meng meiner Großmutter schenken wollte, der Post anzuvertrauen, daher fragte ich Louise ganz gegen meine Natur, ob wir uns persönlich treffen könnten. Ich schrieb, dass ich nicht weit von Cherry Hill auf einem College studierte und dass ich mich persönlich bei ihr bedanken wolle.

oh, yeah, klingt gut! wäre es zu viel verlangt,
wenn du nach New Jersey kommst?
ich fahre ungern auto, und mit meinem
jetlag würde ich ein desaster anrichten

Ich stimmte zu, und kurz darauf vereinbarten wir einen Termin und ein Joghurt-Eiscafé als Treffpunkt.

Das bringt mich zum heutigen Tag. Es war nicht schwer, Professor Logan davon zu überzeugen, mir sein Auto zu leihen. Ich erzählte ihm die Wahrheit: Ich hätte EMBRS benutzt oder unser eigenes Hundefutter gefressen, wie man in der Branche sagt (allerdings nennt Professor Logan das lieber »unseren eigenen Champagner getrunken«), und dabei sei ein Zündfunke für eine Beziehung überggesprungen, nämlich die Möglichkeit, meine Großmutter und ihre lange verschollene Cousine miteinander in Kontakt zu brin-

gen. Das Einzige, was mich daran hindere, diese Möglichkeit Realität werden zu lassen, sei jedoch das Problem, wie ich nach New Jersey kommen solle. Als er das hörte, konnte er mir seine Autoschlüssel gar nicht schnell genug zuwerfen.

»Eine reale Beziehung, in Gang gesetzt durch den Zündfunken von EMBRS!«, rief er. »Du musst unbedingt hinfahren!«

Ob das nun gut war oder schlecht, während der Dreiviertelstunde Fahrt hatte ich zu große Angst vor einem Unfall mit Professor Logans Wagen, um mir Gedanken über die bevorstehende Begegnung zu machen. Ich entspannte mich erst, als ich auf den Parkplatz der Shopping-Mall einbog und sah, dass die Stellplätze überraschend breit waren. Louise hatte mir angeboten, mir ein Stück weit entgegenzukommen, sie könne eine Mitfahrgelegenheit nutzen, aber ich bestand darauf, dass sie diejenige sei, die mir einen Gefallen tue.

lol du bist schlimmer als meine eltern

Ganz allein in meinem Wohnheimzimmer hatte ich darüber laut gelacht.

Sie saß bereits im Joghurt-Eiscafé, als ich eintraf, und da sie dort die einzige weitere Person asiatischer Abstammung war, war sie leicht zu erkennen. Als ich die Tür öffnete, blickte sie von ihrem Handy hoch und stand mit einem strahlenden Lächeln auf. Sie war viel größer, als ich erwartet hatte, dabei hätte mich das nicht verwundern sollen, da ich ja wusste, dass sie in der Volleyballmannschaft spielte. Das Haar war kürzer geschnitten als auf ihrem Pro-

filbild, es ging ihr bis zu den Schultern. Sie trug eine türkisfarbene Joggingshorts und ein T-Shirt mit dem Aufdruck einer Band, von der ich noch nie gehört hatte.

Wir hatten ein gutes Gespräch. Tatsächlich sogar ein richtig gutes, dabei weiß ich gar nicht so recht, was das ist, da ich mich normalerweise mit Konversation schwertue. Aber es war leicht, mit ihr zu reden, weil sie offen und neugierig war und gern lachte.

Als Erstes bestand sie darauf, mich zum Joghurteis einzuladen.

»Du bist die ganze weite Strecke gefahren«, sagte sie. Selbst als ich wiederholte, dass doch sie mir einen Gefallen tue, beachtete sie das nicht, marschierte zur Kasse, und die Jugendliche hinter der Theke erfüllte ihren Wunsch gern. Als ich widerstrebend mein spendiertes Grüner-Tee-Joghurteis verspeiste, erzählte sie mir, dass sie Autofahren hasse und darin eine Niete sei.

»Ich weiß schon, ein Stereotyp, wie es im Buche steht«, sagte sie lachend. »Zum Glück kann ich hier immer zu Fuß gehen. In Cherry Hill stößt man alle paar Hundert Meter auf ein Joghurteis-Café.«

Weil mein Großvater mich erzogen hatte, konnte ich wirklich nicht so ohne Weiteres zulassen, dass sie mein Eis für mich bezahlte, und so gab ich keine Ruhe, was sie zu amüsieren schien. Schließlich sagte sie:

»Na ja, es gibt vielleicht auch etwas, was du für mich tun könntest.«

Doch als ich nachhakte, wechselte sie das Thema.

»Erzähl mir von dir«, bat sie mit glänzenden Augen. »Wo gehst du aufs College?«

»Es ist ein kleines College außerhalb von Philadelphia«, gab ich meine übliche unbestimmte Antwort. Diesmal nicht,

um meine Daten zu schützen, sondern weil die meisten Leute noch nie von meinem College gehört hatten.

»Oh.« Sie machte große Augen. Ich dachte schon, sie würde das Institut erraten. Doch stattdessen sagte sie: »Swing State.«

»Äh. Ja stimmt.«

»Bist du als Wählerin registriert?«

Ich berichtete ihr, ich hätte online ein Formular eingereicht, wisse aber nicht, was daraus geworden sei. Daraufhin huschten alle möglichen Regungen über ihr Gesicht, es war wirklich anrührend. Ihr inneres Streitgespräch konnte ich geradezu hören: Sie wollte nicht zudringlich wirken, etwas so Wichtiges aber auch nicht auf sich beruhen lassen.

»Ich kann dich nur ermutigen, dem nachzugehen«, sagte sie endlich gespielt beiläufig.

Belustigt versprach ich ihr, das zu tun. Dann drehte ich den Spieß um und fragte nun meinerseits, wo denn sie aufs College gehe.

»Ein kleines Institut in New Jersey.« Sie zwinkerte mir zu, und ich lachte, auch wenn ich damit vielleicht preisgab, dass ich bereits von ihrem Studium an der Princeton wusste, einer Universität, von der jeder gehört hatte. Großmutter würde sie mögen, dachte ich.

Ich fragte sie, was sie studiere. Wie ich bereits wusste, war es Wirtschaftswissenschaften. Doch sie überraschte mich.

»Ich überlege derzeit, das Hauptfach zu wechseln. Ich dachte, Wirtschaftswissenschaften wäre sinnvoll und pragmatisch, und ich könnte in New York eine bedeutende Bankerin werden oder so. Aber letztes Semester habe ich meine Meinung geändert.« Als ich sie fragte, worauf sie

sich jetzt verlegen wolle, kam erst einmal gar nichts, und ihr Blick schweifte umher.

»Ich weiß noch nicht recht, wie ich es erklären soll. Aber ich bin nach Shanghai geflogen, um einen Anfang zu machen.«

Also fragte ich sie, was sie in Shanghai gemacht habe. Vielleicht war ich zu eifrig, aber es war aufregend, sie im echten Leben kennenzulernen, diese Version ihrer selbst, die nicht im Internet existierte.

»Ich wollte ...« Sie rutschte auf ihrem Stuhl herum. Plötzlich wirkte sie zurückhaltend. »Hör mal, ich sollte dir das hier geben, bevor ich es vergesse.«

Als sie das gesagt hatte, reichte sie mir den Bleistift. Er war genau wie die Stifte, die ich auf dem Dachboden gefunden hatte, das Holz pechschwarz, und obwohl die Spitze stumpf war, glänzte die Graphitmine trotzdem. Am oberen Ende prangte ein eingepprägter Phoenix mit erhobenen Schwingen.

Obwohl der Bleistift elegant war, fühlte ich mich wider Willen enttäuscht. Ich hatte zu viel Taktgefühl, um Louise zu fragen, ob das alles war, ob Meng nach siebzig Jahren Trennung wirklich kein besseres Geschenk für meine Großmutter einfiel als ein einzelner Bleistift, der genauso aussah wie die, die auf dem Dachboden lagen. Stattdessen fragte ich, ob vielleicht noch ein Brief dazugehörte. Louise warf mir einen eigenartigen Blick zu und sagte, nein, es sei nur der Bleistift.

Ich bemühte mich, meine Bestürzung zu verbergen (ich bin schließlich kein Rüpel!), bedankte mich bei ihr und wechselte das Thema. Wie sie Meng kennengelernt habe, fragte ich. Sie erzählte, das sei durch ein Projekt geschehen, das ältere Menschen in Shanghai mit denen in Ver-

bindung bringe, die sich ihre Geschichten anhören und sie archivieren wollten. Ich sagte, das fände ich großartig. Sie glaubte mir wohl nicht, dass ich es ernst meinte, winkte ab und errötete ein bisschen, doch ich blieb dabei.

Ich erzählte ihr von EMBRS. Auch ich beschäftige mich damit, Menschen über Geschichten zu verbinden, und auf ebendiese Weise habe ich sie, Louise, gefunden.

»Oh? Ist es eine Dating-App?«, fragte sie, worauf ich errötete. Ich versuchte zu erklären, dass es sich um eine neue Art von Suchmaschine handele, eine richtig gute, die mehr Verknüpfungen zu sozialen Medien aufweise als sonst irgendwas im Netz. Eines Tages werde sie unsere Lebensgeschichten enthalten und Menschen miteinander in Kontakt bringen, die nicht einmal wüssten, dass sie diesen suchten.

»Oh«, sagte sie, und zunächst erkannte ich nicht, welche Emotion in ihrem Tonfall steckte – Skepsis? Oder Erstaunen? Doch dann fuhr sie fort: »Wir haben einiges gemeinsam, nicht wahr?«

Wenn ich an diese Worte denke, bekomme ich immer noch dieses alberne, flattrige Gefühl. Ich wollte nicht zu lange dabei verweilen, und so machte ich meine üblichen Scherze über Professor Logan, seine anpreisenden Präsentationen und geschmacklosen Produktnamen, und als sie lachte, fühlte ich mich wirklich total gut. Ich fragte sie, wie Meng denn so sei, und sie nahm sich Zeit für ihre Antwort.

»Ich meine, zu sagen, dass sie weise ist, klingt wie ein Klischee, aber tatsächlich ist es das beste Wort. Und sie hat einen bissigen Humor – ständig machte sie scharfzüngige Bemerkungen über mein sogenanntes ›Elite-Studium‹.« Sie lächelte wehmütig, und ich bekam das Gefühl,

dass New Jersey nicht der Ort war, an dem sie im Moment sein wollte, mochte unser Gespräch auch noch so angenehm verlaufen. Sie erzählte, wie Meng und sie sich zum ersten Mal in einem Park getroffen hatten und wie Mengs Geschichte sie dazu veranlasst hatte, ihre eigenen Pläne noch einmal zu überdenken. Wenn sie über Geschichten sprach, glänzten ihre Augen, als wäre sie inmitten eines Traums.

»Ist das der Grund, aus dem du dein Hauptfach wechseln willst?«, fragte ich. »Weil du Geschichten archivieren möchtest?«

Sie machte ein erstauntes Gesicht, als hätte ich ein Geheimnis aufgedeckt. »Ja«, räumte sie ein. »Und das ist auch der Gefallen, um den ich dich bitten wollte. Ich würde unheimlich gern deine Großmutter interviewen. Meinst du, sie wäre dazu bereit?«

»Um ihre Geschichte zu archivieren?«

»Ich denke schon.« Sie lächelte verlegen. »Na ja, eigentlich weiß ich noch gar nicht recht, was ich mache. Lass mich das zuerst herausfinden, und dann frage ich dich noch einmal, okay?«

»Natürlich.«

Ich kratzte am Boden meines Joghurteisbechers. Schade, dass ich keine größere Portion bestellt hatte. Nicht weil das Joghurteis von Cherry Hill etwas ganz Besonderes wäre. Ich wollte nur noch nicht gehen. Ich hätte sie gern gefragt, ob wir vielleicht in Kontakt bleiben könnten, selbst wenn sie nicht herausfand, welches Hauptfach richtig für sie war. Oder vielleicht könnte ich ihr helfen, das richtige zu finden? Selbst wenn sie Großmutter nicht interviewen wollte, könnte sie uns trotzdem vor Beginn des neuen College-Jahres im Großraum Boston besuchen und meine

Großeltern kennenlernen. Kurz gesagt, ich hätte sie gern gefragt, ob wir nicht Freundinnen sein könnten, nur dass unsere Lebenslinien bereits voneinander wegführten.

Ich bedankte mich erneut für das Eis und für den Bleistift.

»Hör auf, dich zu bedanken«, erwiderte sie lachend. »Das war doch nichts.«

Wir verließen das Joghurteis-Café und verweilten noch ein wenig auf dem Parkplatz. Ich fragte sie, ob ich sie nach Hause fahren solle. Darauf antwortete sie, sie werde zu Fuß gehen, und deutete auf die Gebäude gegenüber, riesige Häuser mit Doppelgaragen. Mir blieb also nur übrig, mich noch einmal für das Eis zu bedanken.

Sie lachte erneut. Und dabei streckte sie die Hand aus und strich mir über die Innenseite meines linken Handgelenks.

»Das wirst du mir niemals verzeihen, oder?«

Seit diesem Moment kribbelt mein Handgelenk.

Zurück auf dem Campus habe ich den Bleistift in der Hoffnung auf eine verborgene Botschaft wiederholt untersucht. Er ist jedoch einfach nur ein Bleistift, aus welchem Blickwinkel ich ihn auch betrachte. Er ist hübsch, keine Frage. Aber sein Anblick macht mich müde, als forderte meine ein Jahr andauernde Suche nun endlich ihren Tribut. Vielleicht war das alles die Mühe nicht wert.

Großvater würde sagen, ich solle das Positive sehen, an den Weg denken und nicht ans Ziel und so weiter. Also ja, ohne die Suche hätte ich nie die Gelegenheit bekommen, für Professor Logan oder EMBRS zu programmieren, und gewiss hätte ich nicht so viel darüber gelernt, wie man resiliente Daten-Pipelines baut. Außerdem habe ich eine neue Bekanntschaft gemacht, diese nette Frau kennen-

gelernt, der ich hoffentlich noch einmal begegnen werde. Und am wichtigsten, in ein paar Tagen fahre ich nach Hause zu Großmutter und Großvater und feiere mit ihnen ein weiteres Jahr von Großmutter's Leben.

Also ist es vielleicht gut, dass die Sache auf diese uneindeutige Weise geendet hat. Teilweise habe ich mich nämlich vor dem gefürchtet, was ich über Großmutter erfahren könnte, vor dem, was durch das Zerwürfnis zwischen Meng und ihr enthüllt werden könnte. Ich hatte Angst, sie könnte noch etwas anderes sein als die unfehlbar zuverlässige Großmutter, die mich während der schlimmsten Bostoner Schneestürme zur Bushaltestelle gebracht und mich geduldig Chinesisch gelehrt hatte, obwohl ich Gör das nicht wollte, und die mich nach dem Fortgang meines Vaters im Arm gehalten und immer wieder gesagt hatte, sie sei da und werde mich niemals verlassen.

Es ist also nicht nur eine Enttäuschung. Trotzdem hatte ich auf mehr als nur einen Bleistift gehofft.



AUS DEM RESTAURIERTEN BLEISTIFT WONG YUNS

Jetzt dringen meine Worte in deine Adern.

Heute Morgen habe ich dein Foto lange Zeit betrachtet. Zum letzten Mal gesehen haben wir uns vor siebzig Jahren, und zum letzten Mal unsere Geschichten gekannt vor sechzig. Monica, meine Enkelin, hat dich gefunden. Ehrlich gesagt hatte ich nicht erwartet, dass sie Erfolg haben würde. Und ihr Scheitern vielleicht sogar gewünscht. Aber sie ist eine unglaublich willensstarke junge Frau, die ein Händchen dafür hat, sich Computer gefügig zu machen. Zwar mögen wir beide, du und ich, unsere Geschichte gemeinsam erlebt haben, doch ich weiß, dass jede sich eine andere Version derselben Wahrheit erzählt hat, und da ich jetzt eine Möglichkeit habe, dich zu erreichen, kann ich es nicht länger hinauszögern, dir alles zu erklären.

Ich möchte dich um Vergebung bitten, und es ist mir wichtig, dass du verstehst, wie ich die Welt, in der wir aufgewachsen sind, wahrgenommen habe, unsere Welt der Kriege, des Verrats und der Bleistifte.

Auf dem Foto, das Monica mir geschickt hat, warst du so klein wie immer, obwohl dein Rücken nicht gebeugt ist wie meiner. Du sitzt mit baumelnden Beinen auf einer Bank, hinter dir das moderne Shanghai, die schimmernden Gebäude des Hafenviertels. Es liegt nicht weit von dort, wo wir aufgewachsen sind, oder? Bemerkenswert, wie du an ein und demselben Ort geblieben bist, während ich durch die Welt gehüpft bin. An dem Tag, an dem ihr beide, deine Mutter und du, angekommen seid, hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass ich diejenige sein würde, die mein Zuhause verlässt, während du in der Stadt bleiben würdest, die du bei deiner Ankunft so gehasst hast.

Die einzigen Erinnerungen, die ich aus der Zeit vor dir habe, sind in Grautönen gehalten. Da war der Tag, an dem mein Vater in den Krieg aufbrach, alles mit harten dunklen Linien gezeichnet, der Umriss seiner Schultern, als er versuchte, Mutter zu umarmen, und sie sich ab- und wieder ihren Maschinen zuwandte. Da waren die Rauchschwaden im Zimmer meiner Großmutter, wo ich Trost suchte und nur den süßen Geruch ihres Drogenatems fand – und da war die Bleistiftfirma, die unter Mutters sicherer Hand wie am Schnürchen lief. Ihr einst weißer Kittel war von dunklen Fingerabdrücken verschmiert, und ihre Fingernägel waren immer schwarz.

Dann trafst du zusammen mit deiner Mutter ein, ein grünes Aufblitzen, die erste Farbe, deren Anblick mir als etwas Schönes in Erinnerung ist. Ich empfand euch als die schicksten Leute, die ich je gesehen hatte. Wir lebten in Shanghai im International Settlement, in dem im Jahr 1937 nur Ausländer und einige der wohlhabendsten Chinesen des Landes wohnten. Schick und Stil waren mir nichts Neues, aber es war verblüffend, ihn ganz aus der Nähe an

einer Frau zu sehen, die Mutter so sehr ähnelte. Deine Mutter war jünger als meine und immer die elegantere der beiden. Sie trug einen hochgeschlossenen smaragdgrünen, von Goldfäden durchwirkten Qipao mit einem Blumenmuster an den Schultern, und dieses Muster säumte ebenfalls den Schlitz unten, der ihre langen Beine betonte. Du trugst eine kleinere Version aus demselben Stoff. Ich sah sehnsüchtig auf dein Kleid und auf dein Haar, das wie das deiner Mutter frisiert war und sich dicht und voll bauschte, während meines lang und schlaff herabhing. Ihr beide saht so aus, als wäret ihr einem Mahjong-Spiel mit elitären Freunden entstieg. Und nicht so, als wäret ihr aus einem Kriegsgebiet in den Griff von Shanghais Winter geflohen.

Du starrtest mich böse an. Ich stellte mir vor, du seist enttäuscht von unserer Wohnsituation, denn nachdem du von der Pracht der Stadt gehört hattest, musstest du feststellen, dass du hinter den Mauern einer Bleistiftmanufaktur leben würdest. Ich versuchte, mich hinter Mutters Kittel zu verstecken. Sie schob mich vor und forderte mich auf, mich mit dir bekannt zu machen. Du wichst meinem Blick aus, als du mir deinen Namen nanntest.

An jenem Abend saßen wir alle um den Küchentisch. Du hieltest deine Essstäbchen elegant in der Hand und führtest Reiskörnchen zum Mund.

»Den da möchte ich«, sagtest du, als ich nach einem Tofupuff griff, der von mit Zucker gesüßter Sojasauce schimmerte. Ah-shin, unsere Haushaltshilfe, hatte nur drei Puffs zubereitet, da sie keine anderen Esser als Großmutter, Mutter und mich erwartet hatte. Noch nie im Leben hatte ich teilen müssen. Es war das erste Mal, dass du mir in die Augen blicktest.

Ich legte den Tofu-Puff in meine Essschale. Wir lösten den Blick nicht voneinander, als ich die Zähne hineinversenkte, bis mir die Sojasauce übers Kinn tropfte.

Du warfst deine Essstäbchen krachend auf den Tisch.

»Ich will heim«, sagtest du zu deiner Mutter. Die Tränen in deinen Augen waren nicht zu übersehen.

»Diese Alternative gibt es nicht«, erklärte deine Mutter.

»Gib die andere Hälfte Meng«, befahl meine Mutter mir und deutete mit ihren Stäbchen auf die Hälfte, die noch in meiner Schale lag. Ich bereute es, dass ich nicht den ganzen Würfel auf einmal hinuntergeschlungen hatte.

Du bedanktest dich nicht bei mir und schaufeltest den Rest deines Essens hinunter.

So ist es in unserer Kindheit vielleicht über Jahre gegangen, zumindest kam es mir so vor. Jede von uns strich zu tiefst neidisch um die andere herum. Anscheinend sogar schon im Alter von zehn Jahren beehrte ich deine Eleganz, und du wünschtest dir meine Stabilität, denn in meinem ganzen Leben hatte ich niemals umziehen müssen. Ich kannte Shanghai und konnte es ohne zu zögern mein Zuhause nennen. Wir waren so vom Krieg absorbiert, den wir gegeneinander führten, dass wir den anderen, bei dem rund um unsere Stadt Bomben fielen, gar nicht wahrnahmen.

In Monicas amerikanischen Geschichtslehrbüchern beginnt der Krieg erst 1941 mit Pearl Harbour. Doch für uns ging es schon ein Jahrzehnt früher los, als Japan die Mandschurei überfiel. Zu dem Zeitpunkt, zu dem ihr nach Shanghai kamt, war Japan schon sechs Jahre lang gnadenlos in China vorgedrungen. Da wir im International Settlement lebten, waren wir zum Glück vor einem großen Teil der Gewalt geschützt. Ob die Japaner nun die Engländer

der, Franzosen und Amerikaner, die dort unsere Nachbarn waren, nicht verärgern wollten oder die nächste Invasion einfach noch eine Weile aufschoben, wussten wir nicht. Doch wenigstens noch ein paar Jahre führten wir ein normales Leben.

Deine Mutter bestand darauf, dass wir ausgehen und die Sicherheit des Settlements genießen sollten, sie habe so viel über Shanghai gehört, und wir müssten ihr alles zeigen. Meine eigene Mutter ging kaum je mit mir irgendwohin, da Japan die umliegenden Stadtbezirke erobert hatte. Aber in dieser ersten Woche besuchten wir das größte Kaufhaus der Stadt.

Drinnen eilten die Verkäufer zu deiner Mutter, hielten Perlen an ihre Ohren, Stoffe an ihren Oberkörper und baten sie, sich einen Qipao nach Maß anfertigen zu lassen. Sie lachte, und da sie kein Shanghainesisch sprach, winkte sie mit einer knappen Handbewegung ab. Dann bewunderte sie die französischen Glockenhüte, die Flaschen mit schottischem Whisky, die deutschen Fotoapparate und den amerikanischen Lippenstift. Dir war das Gedränge zuwider, denn alle kauften und verkauften mit einer fiebrigen Besessenheit, die vom Krieg auf der anderen Seite des Flusses genährt wurde, vom Wissen, dass das Settlement jeden Tag fallen konnte.

Aber so sehr du das Kaufhaus auch verabscheutest, draußen war es noch schlimmer. Die Nanking Road war die belebteste Einkaufsstraße des Settlements. Rikschas und Motorräder kurvten wild durcheinander, dazwischen Kulis mit Bambusstangen über den Schultern, an denen sie Kübel mit allem Möglichen schleppten, von lebenden Hühnern bis zu Obst oder Gemüse. Und alle mussten den Lastwagen und den Autos ausweichen, die die wohlhabenden Aus-

länder in ihren Seidenanzügen zu ihren noblen Villen am Fluss beförderten. Du klammertest dich an deiner Mutter fest, während ich mir große Mühe gab, so zu tun, als wäre ich an dieses Gewimmel gewöhnt. Straßenhändler hielten uns Gebäck und Tee unter die Nase. Einer von ihnen schaffte es sogar, deine Mutter in einen Stuhl zu bugsieren, um ihr die Haare zu schneiden, bis meine Mutter eingriff und ihn auf Shanghainesisch ausschimpfte.

Am selben Tag besuchten wir den *Bund*, die Uferpromenade, die von den Gebäuden der Ausländer gesäumt war, ein Durcheinander von Säulen, Kuppeln, Uhrentürmen und Wandbildern.

»Warum sind die hier?«, fragtest du, eines der wenigen Dinge, die du im Verlauf dieses Tages sagtest.

»Wie meinst du das?« Mir war nie der Gedanke gekommen, dass es ungewöhnlich sein könnte, in unserer chinesischen Stadt eine kunterbunte Mischung europäischer Architektur anzutreffen. Wir standen vor der HSBC-Bank, und deine Mutter bewunderte das Säulenportal, die hohe weiße Kuppel und die Wandbilder im Inneren, auf die man von außen einen Blick erhaschen konnte und die alle anderen Städte zeigten, in denen die Bank eine Dependence hatte.

»Das fühlt sich nicht wie Heimat an«, sagtest du, und ich nahm es dir übel, dass du das zurückwiest, was ich für den schönsten Anblick der Stadt hielt.

Doch meine Verärgerung bemerktest du gar nicht. Du warst völlig eingenommen von den beiden Bronzelöwen, die den Eingang der Bank flankierten. Von den vielen Besuchern, die sich Glück oder einen vergleichbaren Reichtum wie den der Bankbesitzer gewünscht hatten, waren ihre Pfoten glänzend blank gerieben worden. Du tratst zu

einem der Löwen. Auf seinem Sockel ragte er hoch über dir auf. Du recktest dich so hoch du konntest, um seine Pfote zu berühren. Ich stand dicht genug bei dir, um dein Flüstern zu hören, einen verzweifelten Wunsch, nach Hause zurückzukehren.

Zu meiner großen Enttäuschung meldete deine Mutter dich bald in derselben Grundschule an, in die auch ich ging. Doch als du nur einige Tische von mir entfernt im Klassenzimmer saßt, entdeckte ich, dass ich dir etwas sehr Wichtiges voraushatte: Du sprachst kein Shanghainesisch, während ich damit aufgewachsen war. Bei deinen Erwidierungen auf Bemerkungen unserer Klassenkameraden gerietst du ins Stottern, und wir kicherten alle, wenn du bei der Antwort Fehler machtest.

Ich kitzelte ein Bild von dir. Daran erinnerst du dich mit Sicherheit. Es fing als akkurate Wiedergabe an, dann aber machte ich eine Karikatur daraus. Über deine Lippen zeichnete ich leicht vorstehende Schneidezähne. Ich radierte die Linie aus, an der dein Kopf begann, und rückte sie weiter nach oben, beinahe über das Blatt hinaus. So verlängerte ich deine Stirn, und zudem gab ich dir buschige Augenbrauen. Dann legte ich dir noch eine Sprechblase mit unsinnigen Schriftzeichen in den Mund. Das Mädchen, das hinter mir saß, unterdrückte ein Lachen und streckte die Hand aus. Ich reichte ihr die Zeichnung, und es dauerte nicht lange, da war sie hinter dem Rücken des Lehrers durch die Hände zahlreicher Klassenkameraden gegangen.

Als sie bei deinem Pult ankam, nahmst du das Papier nicht in die Hand, sondern senkstest nur die Augen. Dann fand dein Blick meinen, und einen Moment lang war es, als verschwände das Klassenzimmer mitsamt seinen ki-

chernden Schülern und dem vortragenden Lehrer. Nur noch du und ich waren da, und ein bebender Zorn, der zwischen uns pulsierte.

Ich dachte, du würdest direkt nach der Schule heimlaufen und mich bei unseren Müttern verpetzen. Stattdessen wartetest du am Schuleingang auf mich. Ich machte mich mit dir auf den Heimweg, auf einen gewissen Abstand zwischen uns bedacht, denn deiner Gelassenheit traute ich nicht.

»Du zeichnest gut«, sagtest du im Dialekt deiner Mutter.
»Was für einen Bleistift benutzt du?«

»Den achtzig:zwanzig für Skizzen«, antwortete ich langsam. Noch nie hatte ich mit jemand anderem als Mutter über die Zusammensetzung von Bleistiftminen gesprochen. Doch du stammtest aus derselben Familie von Bleistiftmachern, daher scheute ich nicht vor der Fachsprache zurück, die das Verhältnis von Ton und Grafit angab.

»Darf ich ihn sehen?«

Ich öffnete meine Schultasche und meinen Bleistiftkasten. Darin lagen alle Typen, jeder für einen anderen Zweck. Der bei Weitem kürzeste war der 80:20, den ich für meine Karikatur verwendet hatte. Den reichte ich dir.

Du zwirbeltest ihn zwischen den Fingern. Ich versuchte, nicht zu bewundern, wie geschickt du mit ihm umgingst, wie reibungslos er dir durch die Finger glitt.

»Hast du etwas dagegen, wenn ich ihn mal ausprobiere?«

»Oh. Nur zu.«

Du stecktest meinen Bleistift ein.

An jenem Abend schlüpfte ich in unserem gemeinsamen Zimmer durch mein Moskitonetz ins Bett. Das letzte Mal hatte ich dich gesehen, als du dich vorn in der Werkstatt befandst und Mutter dabei beobachtetest, wie sie die

Maschinen führte und damit die Holzschäfte presste, die die Bleistiftminen umschließen würden.

Beinah schlief ich schon, da wurde die Tür aufgerissen.

»Yun.«

Ich setzte mich kerzengerade auf. Wenn Mutter in diesem Tonfall sprach, reagierte ich immer sofort. Durch das Moskitonetz sah ich sie dunkel und verzerrt. Du warst hinter ihr nur eine Silhouette.

»Mutter?«, fragte ich vorsichtig und zog das Netz zur Seite.

Sie schaltete das Licht ein und hielt ein Blatt Papier vor sich hoch wie ein Fahndungsplakat. Ich war nicht überrascht, meine Karikatur von dir zu sehen, mit allem Drum und Dran: Kaninchenzähne, übermäßig gewölbte Stirn und Unsinn vor dem Mund. Die Linien der Zeichnung verstörten mich jedoch. Meine Striche waren leicht gewesen, so, wie nur ein 80:20-Bleistift es vermittelt, flüchtig und sorgenfrei, ein gedankenloses Gekritzeln aus Langeweile. In der Zeichnung vor mir waren die Striche dagegen dunkel und dick, und sie *tropften*, als hätte jemand einen Kalligraphiepinsel genommen, den Umriss meiner Karikatur nachgezeichnet und das Blatt aufgehängt, sodass die Tinte nach unten rann. Dein Gesicht war nun eine einzige Sauerei, ein Geschmiere, in dem die Zähne zum Kinn hinuntertroffen und die Ohren, die ich selbst nicht verzerrt hatte, herabgingen.

»Was ist das?«, fragte ich, zuckte aber zusammen, als Mutter mit der Zunge schnalzte.

»Tu nicht so, als wüsstest du nicht Bescheid.«

»Das ist nicht meine Zeichnung«, erklärte ich aufrichtig.

»Nicht das Original«, bemerktest du leise.

»Vielleicht hat jemand in der Schule das gezeichnet«, versuchte ich zu argumentieren. »Es gibt immer Schüler, die versuchen, meine Kritzeleien zu kopieren.«

»Und was ist damit?« Mutter hielt ein weiteres Blatt Papier hoch. Es entrollte sich zu der kleinen Skizze, die ich am Tag zuvor gedankenlos von unserem Mathelehrer angefertigt hatte. Ich hatte sie sogar unten mit meinem Namen signiert. Und doch war auch diese Zeichnung auf dieselbe tropfende Weise verzerrt.

»Ja, aber ebenfalls nein ...«

»Du wirst Meng verteidigen, als wäre sie deine Schwester«, unterbrach Mutter mich. »Sollte ich erfahren, dass du eine weitere derartige Zeichnung angefertigt hast, will ich nichts mehr mit dir zu tun haben und schicke dich direkt zu den Japanern.«

Damals war mir eine Bedrohung durch die Japaner kaum bewusst; geschützt, wie ich war, stellte der Krieg für mich noch nicht mehr als ein Gerücht dar. Aber das Beben in ihrer Stimme verstand ich. Sie war so wütend, dass selbst eine körperliche Züchtigung nicht ausgereicht hätte, und so wusste ich, dass die Drohung furchtbar sein musste.

»Wie hast du ...?«, wagte ich mich vor, denn ich wollte unbedingt wissen, wie Meng meine Zeichnung auf diese Weise hatte nachahmen können.

Mutter wandte sich energisch ab, was so gar nicht ihrer üblichen sanften Art entsprach. Du bleibst vor deinem Bett stehen und starrtest mich an. Ich legte mich wieder hin, zog die Decke mit lautem Geraschel dramatisch über mich und kehrte dir den Rücken zu. Ich hörte, wie du dich bewegtest, und dann das unverkennbare Geräusch eines rollenden Bleistifts.

Ich spähte über die Bettkante und schnappte ihn mir.

Es war mein eigener, der 80:20, den ich dir vor Stunden geliehen hatte. Aber etwas stimmte nicht mit ihm; er war zu leicht. Im Dunkeln strich ich mit den Fingern darüber und ertastete das vertraute zierende Phoenix-Logo am Ende. Als ich nach der Spitze fasste, bemerkte ich, dass diese fehlte. Ich drückte mit dem Finger auf die Stelle, wo sie hätte herausragen sollen, und ertastete den Rand eines Lochs. Da war keine Mine mehr.

Klappernd ließ ich den Stift auf den Boden zurückfallen.

»Leg dich nicht mit mir an«, flüsterst du in perfektem Shanghainesisch.

Ich war schwer beeindruckt.

Als Strafe dafür, dass ich dir so übel mitgespielt hatte, entzündete Mutter einen Monat lang jeden Abend ein Räucherstäbchen in unserem Zimmer. Bis es erlosch, musste ich einen Stuhl über meinen Kopf halten, während du zusahst und dafür sorgen solltest, dass ich ihn nicht vor der Zeit absetzte. Du beschwertest dich, für dich sei es ebenfalls eine Strafe, in meiner Nähe herumhocken zu müssen, aber keine unserer Mutter hörte darauf oder scherte sich darum. Während ich den Stuhl hochhielt, sollte ich mich mit dir auf Shanghainesisch unterhalten, um deine Aussprache zu verbessern.

Das Problem war nur, dass du inzwischen keine Hilfe mehr brauchtest. Du saugtest die Sprache rasch auf. Die Zeit mit dem Räucherstäbchen verbrachtest du damit, mich zu hänseln.

»Du weißt überhaupt nichts über Bleistifte, oder?«, fragtest du und ließest die Beine vom Bett baumeln, während ich an dir vorbeistarrte, die Arme angespannt, um den Stuhl zu halten, fest entschlossen, keinerlei Schwäche zu zeigen.

»Ich weiß, dass ich gut mit ihnen umgehen kann«, erwiderte ich.

Instinktiv wanderten deine Hände zu deiner Stirn. Viel später, als du Wert darauf legtest, immer einen Hut zu tragen, oder dir den Pony lang wachsen ließest, hatte ich deswegen ein schlechtes Gewissen. Die Kaninchenzähne in der Karikatur waren frei erfunden. Die hohe Stirn war dagegen nur eine leichte Übertreibung der Wirklichkeit.

»Aber *wirklich* weißt du nicht über Bleistifte Bescheid.« Ich ließ mich nicht provozieren und schwieg.

»Unsere Bleistiftfirma war viel größer als eure«, sagtest du seufzend und ließest dich auf dem Bett nach hinten plumpsen.

Als du wegschautest, ging ich das Risiko ein, den Stuhl ein wenig sinken zu lassen. Ich ließ mir nicht anmerken, dass ich von einer weiteren Bleistiftfirma gar nichts gewusst hatte. Kein Wunder, dass es deiner Mutter gelungen war, so rasch in ihre Rolle zu schlüpfen.

»Das liegt nur daran, dass es auf dem Land mehr Platz gibt. Es ist nicht wie hier.« Shanghai wurde mit jedem Tag überfüllter. Das galt ganz besonders für das International Settlement. Unser strenger Befehl lautete, uns auf dem Schulweg immer gegenseitig im Blick zu behalten. Unsere Mütter übten mit uns das Verbeugen, denn wann immer wir an einem japanischen Soldaten vorbeigingen, mussten wir uns vor ihm verneigen.

»Die Idee, zu expandieren und einen Betrieb in Shanghai zu gründen, stammte von meiner Mutter«, prahltest du.

»Und warum hat sie es dann nicht selbst gemacht?«

Deine Miene wurde düster.

»Mein Vater wollte es nicht. Er sagte, Shanghai wimmele von Verbrechern und sei voller Ausländer, die nicht einmal

zuließen, dass die Chinesen in ihre eigenen Parks gingen. Er wollte, dass wir da blieben, wo wir waren.« Du zogst die Knie an die Brust. »Ich wünschte, das hätten wir tun können.«

»Oh.« Ich ließ den Stuhl noch ein wenig tiefer sinken. »Was ist mit deinem Vater passiert?«

»Er kämpft jetzt im Krieg.«

»Meiner auch. Wie war deiner?«

»Er hat immer gelesen. Besonders russische Romane. Er wollte, dass die Chinesen eine Revolution machen, so wie die Russen.«

»Mein Vater wollte ebenfalls ein stärkeres China«, erzählte ich. »Er nannte die alte Dynastie einen Tumor.«

Du sahst mich an. Rasch hob ich den Stuhl wieder höher.

»Ich sage es niemandem, wenn du den Stuhl abstellst«, botest du an.

Ich ließ ihn erleichtert nach unten sacken. Bevor er auch nur den Boden berührte, riefst du nach meiner Mutter.

»Yun hält den Stuhl nicht mehr oben!«, riefst du und ranntest zur offenen Tür. Ich war so bestürzt, dass mir gar nicht einfiel, den Stuhl wieder aufzunehmen. Mutter kam, und ich stand immer noch sprachlos da.

Mutter entzündete ein neues Weihrauchstäbchen und wartete, bis ich den Stuhl wieder über den Kopf hob. Ohne ein einziges Wort schloss sie die Tür hinter sich.

»Sind wir jetzt quitt?«, fuhr ich dich an, die du triumphierend lächeltest.

»Nein. Du hast mich vor der gesamten Schule beschämt.« Du nahmst dir einen Moment Zeit, den Duft des Räucherstäbchens zu genießen. »Aber wir sind einem Ausgleich schon näher.«

Sowenig wir uns auch gegenseitig leiden konnten, fanden wir doch widerstrebend eine gemeinsame Grundlage.